

Zeitschrift: Die Kette : Schweizerisches Magazin für Drogenfragen
Herausgeber: Die Kette, Dachverband der privaten therapeutischen Einrichtungen in der Drogenhilfe der Region Basel
Band: 15 (1988)
Heft: 4

Artikel: Lebensumstände machen Fixer krank
Autor: Frehner, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-799776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

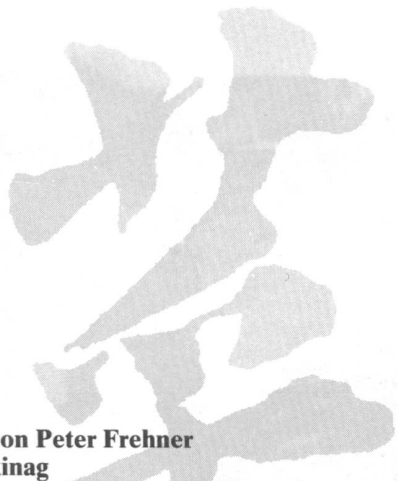
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Peter Frehner
kinag

Soziale und körperliche Verelendung von Drogenabhängigen ist nicht die Folge der pharmakologischen Wirkung von Opiaten, sondern der Lebensumstände. Zu diesem Schluss kommt eine Untersuchung des Soziologen John Reed an der „Chinatown-Methadonklinik“ in New York. Dank der Integration in den Arbeitsprozess und in die „Chinese Community“ überlebten die chinesischen Süchtigen auch den jahrzehntelangen Konsum sogenannt harter Drogen ohne erhebliche, gesundheitliche Risiken. Nach dem altersbedingten Verlust des Arbeitsplatzes zogen sie anstatt ins Altersheim in die Methadonklinik – zur Pension.

Ebenso illegal wie das Opium gelangten viele Chinesen schon vor dem Zweiten Weltkrieg in die USA. Die New Yorker Chinatown wurde für viele von ihnen zur zweiten Heimat: Während einigen wenigen der soziale Aufstieg gelang, verdingten sich viele in den unzähligen Kleinbetrieben, die noch heute das Image dieses Quartiers prägen: Restaurants, Wäschereien, Kleinhandwerkerbuden.

Als Folge der Illegalität ihrer Einwanderung blieb ihnen oft nur die Möglichkeit, sich durch Schwarzarbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die an feudalistische Zustände des Mittelalters erinnernden Arbeitsbedingungen waren Ausdruck der Notsituation dieser Einwanderer: Die tägliche Arbeitszeit überstieg oft zwölf Stunden, während der Arbeitslohn manchmal nur aus einem dürftig eingerichteten Hinterzimmer am Arbeitsort lebensnotwendigen Lebensmitteln, Kleidern – und einer täglichen Dosis Opium bestand.

Der altersbedingte Verlust des Arbeitsplatzes machte die Sucht für diese Chinesen zum Problem: Nachdem sie ein Leben lang den „Drachen gejagt“ (chase the dragon) hatten, wie die asiatische Form des Opium- oder Heroinrauchens genannt wird, begaben sie sich in eine Methadon-Erhaltungsklinik in den Ruhestand. Nicht mit der Absicht, Abstinenz zu üben, sondern um mit Methadon ihren Opiathunger zu befriedigen.



Lebensumstände machen Fixer krank

Aufschlussreiche Suchtkarrieren

Die 60 bis 80-jährigen, chinesischen Methadonpatienten waren nicht nur für den schwarzen Soziologie-Studenten John Reed, sondern für die gesamte Drogenfachwelt eine Überraschung. Unter den in Europa und in den USA herrschenden Bedingungen der repressiven Drogenpolitik wäre – und ist – eine über Jahrzehnte dauernde Opium- oder Heroinabhängigkeit undenkbar. So hatte John Reed an den vorangehenden Arbeitsorten vorwiegend mit jugendlichen Patienten im Alter von 20 bis 30 Jahren gelegentlich auch mit einem „Veteranen“ von vielleicht 35 Jahren zutun gehabt. (Siehe auch die Schweizer Verhältnisse, Kasten).

Aufgrund der Lage der Chinatown-Methadonklinik am Rande des nicht sehr grossen Chinesenviertels, das an andere, ältere Slumquartiere angrenzt, kamen neben den Chinesen vor allem Puertoricaner, Schwarze und Italiener hier zur Behandlung. Von den 220 Patienten waren 39 chinesischer Abstammung, vorwiegend männlichen Geschlechts.

Reed konzentrierte seine soziologischen Nachforschungen vor allem auf das soziokulturelle Umfeld der Chinesen. Viele von ihnen hatten bereits vor ihrer Auswanderung aus China Opium konsumiert, ein ihrer Heimat weit verbreitetes und gesellschaftlich anerkanntes Rauschmittel. Das historisch gewachsene Verteilsystem, das bereits vor dem Ersten Weltkrieg entwickelt wurde, schloss Zwischenhandel effizient aus, und garantierte dem Arbeitgeber günstige Preise und konstante Qualität.

Da die Droge Bestandteil des Arbeitslohnes war, brauchte sich der einzelne Abhängige keine Sorgen um den Nachschub zu machen. Die Vorteile dieses Bezugssystems bewahrten den Süchtigen vor sozialer und körperlicher Verelendung: Sie verfügten über einen festen Arbeitsplatz und mussten sich ihre Drogen „erarbeiten“. Zudem fanden sie am Arbeitsplatz – wenn auch ein dürftig eingerichtetes – Dach über dem Kopf. Da kein Beschaffungsstress das Leben des Süchtigen erschwerte, blieb die Drogenkriminalität innerhalb der „Chinesee Community“ bis vor Kurzem ein unbekanntes Phänomen, was die grosse Zurückhaltung der amerikanischen Polizei in der Chinatown erklärt. Obwohl die Sucht des Opiumrauchens nicht als wünschbares Verhalten gewertet wurde, konnten die Drogenabhängigen normale, soziale Kontakte innerhalb der Gemeinschaft pflegen, da ihre Sucht in keiner Weise eine Belastung für die Bewohner der Chinatown wurde.

Keine körperlichen Folgeschäden

Die traditionelle Form des asiatischen Opiumrauches – „chinesen“ wie es auf der Gasse auch bezeichnet wird – stellt nach den Erkenntnissen John Reed's einen weiteren, wesentlichen Unterschied für die Gesundheit der Drogenkonsumenten dar. Diese jahrhundertealte Tradition, die lange vor der Erfindung der Injektionsnadeln praktiziert wurde, bewahrte die chinesischen Abhängigen vor den verheerenden körperlichen Sekundärschä-



den, wie sie aufgrund des gegenwärtigen Drogengebrauchs weltweit anzutreffen sind (Abszesse, Hepatitis-Erkrankungen, HIV-Durchseuchung der Drogenszene etc.).

Als eindeutig erwiesen hält der Oberarzt des Sozialpsychiatrischen Dienstes des Kantons Zürich, Dr. Werner Fuchs die Schlussfolgerung aus der soziologischen Studie Reed's, dass auch der chronische Opiatgebrauch (Heroin, Codein, Morphin, Methadon) keine schädlichen Auswirkungen auf Körperorgane habe – vorausgesetzt, die Anwendungsart und Bedingungen der Substanzen, sowie das soziale Umfeld würden nicht das Gegenteil bewirken. Dies im Gegensatz zur legalen Schweizer Volksdroge Alkohol, wo körperliche Schäden bei chronischem Konsum unausweichlich seien.

Quelle:

„Drogenpolitik zwischen Therapie und Strafe“ Mader/Strotzka, Verlag Jugend & Volk, 535 Seiten broschiert, 25 Franken)

Bereits 1975 stellte John Reed seine „Master thesis“ aufgrund seiner Beobachtungen an der New Yorker Chinatown-Methadonklinik zusammen. 1979 hielt sein damaliger Titularprofessor Strotzka damit in Österreich einen Vortrag, worauf die Grundlagenforschung Reed's ins Buch „Drogenpolitik – zwischen Therapie und Strafe“ aufgenommen wurde. Das Copyright datiert aus dem Jahre 1980; das Buch wurde mit „Unterstützung des Bundesministeriums für Justiz in Wien“ herausgegeben. Bis heute fanden jedoch die grundlegenden Erkenntnisse Reed's selbst in drogentherapeutischen und drogenpolitischen Kreisen wenig bis keine Beachtung.

Methadonbehandlungen in der Schweiz

pf. Methadon ist ein synthetisch hergestelltes Opiat, das auch in der Schweiz in der Behandlung opiatabhängiger Drogenkonsumenten Verwendung findet. Die Abgabe erfolgt im Rahmen kontrollierter Methadonprogramme durch Drogenberatungsstellen und zunehmend auch durch Hausärzte. Die Kantonsärzte wachen über die Bewilligung der Programme und die Einhaltung der Abgabebestimmungen. Obwohl Methadon dem Eidgenössischen Betäubungsmittelgesetz unterstellt ist, variieren die Indikationskriterien für eine Aufnahme in ein Methadonprogramm von Kanton zu Kanton beträchtlich. Angesichts der Ansteckungsrisiken beim intravenösen Drogenkonsum haben einige Kantone unter anderem die Zugangskriterien zu den Methadonprogrammen reduziert. Seit den Erleichterungen der Zugangskriterien zu den Methadonprogrammen im Kanton Zürich Mitte des letzten Jahres habe sich die Zahl der Methadonbezügler und Bezü-

gerinnen innerhalb eines halben Jahres auf gegenwärtig etwa 900 mehr als verdoppelt: Die Abgabemodalitäten (unter ärztlicher Aufsicht, tägliche Abgabe mit Sichtkontrolle und therapeutische Begleitung) seien jedoch unverändert beibehalten worden, betonte der Oberarzt des Sozialpsychiatrischen Dienstes Dr. Werner Fuchs. Markant habe sich in der Zwischenzeit jedoch die Alterstruktur verändert: „Während nach den früheren Bestimmungen vorwiegend ältere Klientel Methadon beanspruchen konnte (zwischen 25 und vielleicht 30 Jahren!) sind es heute sehr viele junge Patienten.“ Hinter die Möglichkeit der AIDS-Prävention durch eine erleichterte Abgabe macht Fuchs jedoch ein grosses Fragezeichen: „Nur wenn es gelingt, tragfähige Beziehungsnetze für den einzelnen Süchtigen zu schaffen – Arbeitsplatz, Wohnraum, soziale Integration – verändert er oder sie das Sucht- und damit das Risikoverhalten.“